Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

24 (16.6.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

38. Fortsetzung

Nein, nein, er hatte wirklich nichts dagegen, das Amt im Rathaus alsbald zu beziehen. Ein Bäckermeister dachte in Semmeln, ein Sägemüller dachte in größeren Objekten. „Ich will's mir überlegen", sperrte er sich noch einmal. — „Sulz", sagte Appeldorn ärgerlich, „rede du. Der Einbacher hat ein dickes Brett vorm Kopf. Ich will wissen, was nach mir geschieht." — Der Müller dachte: das wirst du heute noch nicht erfahren, aber er lenkte ein. „Spar' dir die Worte, Rendant", sagte er nachlässig. „Ich mach's schon kurz. Also gut, ich stelle mich zur Wahl, Leute. „Stellt mich auf. Und wann soll gewählt werden?" — „Sulz wurde als Stellvertreter gewählt", nickte der Bäcker, „er wird alles ei leiten. Herrgott, bin ich froh, daß ich den Dreck los bin. Ich hab' mich aufgerieben und aufgerieben, und was ist herausgesprungen? Der Schreiber ist nichts wert, den Knoll hab' ich suspendieren müssen." Er stand vom breiten Tisch auf. „Was willst du mit dem Knoll machen?" fragte er. „Der ist unzuverlässig und eine Schlafmütze." — „Ich will's mir überlegen", antwortete der Sägemüller, der keinen Trumpf aus der Hand geben wollte. — „Und ich —", sagte Appeldorn, „ich kaufe mir ein Auto und verreise." — „Du — ein Auto?" verwunderte sich Sulz. „Das ist das erste, was ich von dir höre." — „Ja", brüstete sich Philipp Appeldorn, „jetzt bin ich ein freier Mann. Und was der Kremlin kann, kann ich schon lange." — „Richtig", erinnerte sich Sulz, „gut, daß du von Kremlin sprichst, Bäcker. Vergiß nicht, daß wir das Attest vom Doktor kriegen. Ich lege es dem Landrat vor. Melden muß ich ja, daß du nicht mehr Bürgermeister bist."

Appeldorn und Rendant Sulz gingen erleichtert zur Straße zurück. „Konrad", sagte der Bäcker, „ob du es glaubst oder nicht, jetzt habe ich wieder Freude am Leben." — Sulz starrte geradeaus. „Ja", erwiderte er, „das versteh' ich." — „Wieso verstehst du das?" erkundigte sich Appeldorn, plötzlich wieder mißtrauisch, „du bist doch selbst Schreiber." — „Philipp", antwortete der Stadtrendant, „jetzt kann ich's sagen", du warst wohl nicht der richtige Mann." — Der Bäcker schluckte die Pille; nicht einmal dieser Sulz hatte ihn begriffen. Aber nun war ja alles gleichgültig, das Denkmal war durch die Binsen gegangen, man hatte ihm einen Fuß gestellt. Und kein anderer als dieser hundsmiserable Schleicher Peter Knoll hatte ihn zu Fall gebracht. Das sollte dem Kerl nie vergessen werden. Wo war es schon vorgekommen, daß der Kleinste den Größten abstach? „Die Polizei muß jedenfalls ganz neu aufgebaut werden", sagte er zu Sulz, — „der Knoll ist eine ganz unmögliche Figur. Hat sich etwa auch nur das geringste ereignet, seitdem er seinen Dienst nicht mehr versieht? Nein, nicht das geringste. Aber solange er im Dienst war, passierte in einem fort etwas." — „Ja", sagte der Stadtrendant, „das ist verdächtig." — „Nicht wahr?" fragte der Bäcker eifrig. „Ist doch sehr seltsam, — seitdem Knoll zuhause bleibt, ist alles ruhig." Er wurde verhindert, dem Gedanken eine stärkere Form zu geben. „Schon wieder ein Auto", fuhr er fort und griff nach dem Arm seines Begleiters. „Autos werden modern bei uns . . ." Er verbesserte sich: „Ach, das ist ja wieder das gelbe, mit dem neulich dieser Rechtsanwalt beim Zeller war . . Wer sitzt denn heute drin?" — Der Kraftwagen verminderte sein Tempo und fuhr über die bucklige Gagge-Brücke, dann steuerte er vor das Walzhaus. „Ich glaube, der Privatgelehrte kehrt zurück", sagte Konrad Sulz, — „Das wäre der Gipfel", entrüstete sich der Bäcker. „Was bin ich froh, daß ich nicht mehr Bürgermeister bin. Mich geht's nichts mehr an. Sulz, du bist mein Stellvertreter. Was wirst du machen?" — „Nichts", sagte Sulz, — „Aber erlaub' mal!" stotterte der Bäcker. — „Misch' dich nicht in meine Sachen", lachte Sulz meckernd, „jetzt bist du Bäcker, und ich verwalte die städtischen Geschäfte. Ich sagte ja, du bist doch nicht ganz der richtige Mann gewesen. Warum sollte der Walz einen unbekannten Landstreicher umbringen?" — „Oho", widersprach der Bäcker, „und warum er seine Mutter nicht gemeldet?" — „Und warum ist Griselda . ?" fragte Sulz. — Dem Bäcker setzte der Atem aus: „Kommst du mir so?" sage er böse. — „Philipp", antwortete der Stadtrendant, „ich komm' dir so, weil ich's besser machen will. Du hast dir nur Feinde gemacht. Ich geh' jetzt hin zum Walz und sage ihm guten Tag — und daß ich mich freue, daß er wieder da ist . . ." — „Und daß ich nicht mehr Bürgermeister bin; das sagst du ihm auch." — „Ja, das sage ich ihm, auch", versprach Rendant Sulz. „Es wird ihm gleichgültig sein, aber sagen werde ich's ihm doch. — Gehab' dich wohl, Philipp."

Sulz hatte nur noch wenige Schritte, dann stand er neben dem Wagen, den Dieblinger und Franz Walz schon verlassen hatten. Der Rendant ging ins Haus und stiegen auf Eusebius, der mit einem Tablett voller Gläser ins Arbeitszimmer strebte. „Sulz", sagte Eusebius, „Sie werden sich den Zorn Ihres Dinosauriers zuziehen. Aber trinken Sie nur mit; wir feiern die Rückkehr des Hausherrn, des Großindustriellen Franz Walz. Heute abend kommt ein kleiner Möbelwagen mit Bildern, die sind für eine Ausstellung im Refektorium des Klosterhauses. Sie sind Kassenmann, mit Ihnen muß das besprochen werden." — „Eller", antwortete der Rendant, „du redest wie ein Buch, so schnell kann ich nicht lesen. Was ist los?" — Eusebius hatte den Besucher ins Zimmer geschoben und stellte ihn vor: „Das ist der Stadtrendant — und das ist Notar Dieblinger aus Koblenz, das ist Fräulein Wally Kroner aus Wiesbaden, unsere künftige Mitbürgerin; Herrn Walz kennst du schon, er ist der Dreiviertelinhaber der Chemischen Werke in Mainz, Aktiengesellschaft, und Fräulein Rose Hertling kennst du auch schon und Fräulein Erika Hertling auch. Und nun nimm Platz, Konrad. Trink' und vergiß den Bürgermeister." — „Wir haben keinen Bürgermeister mehr", sagte Sulz. — „So, so", antwortete Eusebius, „ist er gegangen, ja?" — „Ja", antwortete Sulz und sah auf Franz Walz. „Wir waren eben beim Einbacher in der Sägemühle, — Einbacher wird sich aufstellen lassen für die Neuwahl." — „Dann wird also etwas aus Ihrem Plan werden Zeller", sagte Franz Walz, der sehr gesund aussah. „Ich mache mit, wir werden jetzt mit frischer Luft handeln, anstatt mit Parfüms." — „Hab' ich's nicht gesagt?" jubelte Wally Kroner. „Ich bekomme das beste Zimmer, ja?" — „Wir haben nämlich von der Stadt Gaggenberg ein Grundstück erworben", erklärte sich Eusebius, — „wir . . das sind Herr Walz und ich . . . Das Grundstück liegt auf dem Berg über der Marienkapelle, im Stadtwald. Da bauen wir jetzt das „Berghotel Gaggenberg", 200 Zimmer mit Bad und Balkon. Hinauf wird eine Straße gelegt, unter dem Hilariusturm hindurch. Außerdem hat Herr Walz eine Werkstatt für Innenarchitektur Gaggenberg gegründet, Leitung Fräulein Erika Hertling, er hat die Permanente Ausstellung Künstler der Heimat in Gaggenberg finanziert, Ausstellungslokal das Refektorium, — ich selbst baue eine Garage hinter dem Hilariustor, 25 Boxen nach dem neusten Plan, und zuguterletzt werden Herr Walz und ich den Vortragszyklus Gaggenberg ins Leben rufen, Herr Marius Schutter wird die Leitung übernehmen. Hotels — ich meine: die „Krone" der „Adler" und die „Linde", werden ihre Zimmer in Ordnung bringen, und es wird Leben und Geld nach Gaggenberg kommen. Was sagst du dazu, Konrad?" — „Zeller", antwortete Sulz, „da möchte sogar ich Bürgermeister werden." — „Dich brauchen wir in der Kasse", lachte Eusebius „jeder wird zu tun bekommen, wo er sitzt. Und die Bäcker werden zu backen haben, nichts als zu backen. Einzig Peter Knoll bekommt einen neuen Posten." — „Peter Knoll?" fragte Rendant Sulz. „Er könnte und doch wieder —" — „Nein", sagte Eusebius bestimmt, „für unsere Promenade ist mir der Mann zu schade. Er bekommt die Oberaufsicht über die Bauarbeiten und wird dann mit seinen drei Sprößlingen ins Berghotel Gaggenberg hinaufziehn. Gaggenberg verdankt dem Mann mehr, als du ahnst. Er hat mehr Glück geschaffen und erhalten, als ich bei einem Glas Cognac erzählen läßt. Walz, haben Sie als Generaldirektor auch noch etwas zu bemerken?" — Franz Walz lachte leise. „Kinder, Kinder, wer hätte das gedacht, „antwortete Walz mit halber Stimme und warf Wally einen warmen Blick zu. „Und wie sich das alles ineinandergefügt hat. Und nun sitzen zwei Brautpaare in meinem Zimmer, in dem ich sonst Trübsal blies" — „Meine Herren" begann der Notar, — er kniff die Augen zu, „meine Damen und Herren . . ." — „Genug", winkte Franz Walz ab, „Dieblinger, ich mag Sie nicht reden hören, Sie erinnern mich immer an die Robe, die Sie zu tragen berechtigt sind. Jede Robe ist ein Stück Uniform, und auch die Gefängniswärter tragen Uniformen. Sehet die Blumen auf dem Felde an, wie lieblich sie sich kleiden, die eine so, die andere so, und jede ist hübsch und duftet nach ihrer Art . . Warum laßt ihr nicht auch den Menschen die Buntheit, warum muß alles aus einer bestimmten Gußform kommen? Nein, Dieblinger, reden Sie nicht Sie sind mein Syndikus, soweit Sie das sein dürfen . . ." — Der Notar setzte sich; er parierte dem Inhaber der Chemischen Werke Mainz aufs Wort. — „Sie sollen dafür am Hochzeitstage den Damentoast sprechen", warf Eusebius ein, um dem Rechtsanwalt eine Liebenswürdigkeit zu sagen. — „Wann soll denn die Hochzeit stattfinden?" fragte Konrad Sulz. — Rosemarie Hertling errötete: „Wir hängen seit gestern" —„So so", brummte Franz Walz„ ihr hängt, dann wollen wir auch hängen, Wally, Ihr beide hängt bis wir beide euch herunterholen, und dann fahren wir zusammen weiter."

Es kann schon sein, daß Peter Knoll selbst eine unvorsichtige Aeußerung getan hatte, jedenfalls war es in Gaggenberg kein Geheimnis, daß der suspendierte Polizeisergeant, der Kinderschreck mit dem weichen Herzen, Peter Knoll, den Bäckermeister Appeldorn gezwungen hatte, sein Amt zur Verfügung zu stellen. Aber noch eine andere Nachricht verbreitete sich, nämlich die, daß Peter Knoll Dinge verschwiegen hatte, die manch ein Haus in Unruhe gestürzt haben würden. Doch ehe es zu dieser schmeichelhaften Anerkennung kam, war auf der Einbachermühle über der Gagge ein anderer Geselle eingezogen, der dieses Mal kein Holzknecht aus dem Walde, sondern ein gelernter Sägemüller war. Wo der Eschach geblieben war, wußte nicht einmal der Sägemüller; der Knecht war einfach verschwunden, er hatte nichts zurückgelassen als die Erinnerung an ihn.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

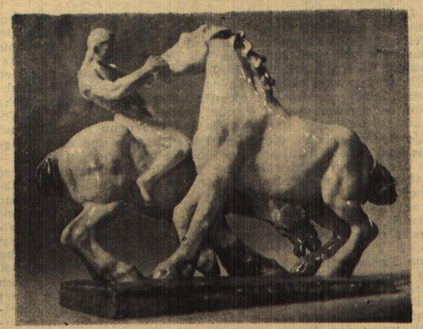
2. JAHRGANG | 16. Juni 1951 | Nummer 24

50 Jahre Karlsruher „Majolika"

Das bedeutendste keramische Unternehmen in Baden feiert sein goldenes Jubiläum

Uralt wie die Geschichte der Menschheit selbst, ist die Töpferei, die Kunst, aus Erden die mannigfaltigsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens herzustellen. Zahlreiche, in den Heimatmuseen gezeigte Funde, lassen erkennen, daß diese Kunst schon recht frühzeitig bei uns in höchster Blüte stand.

Auf eine alte volkstümliche Ueberlieferung zurückblickend, hat sich die badische Keramik eine führende Stellung in den einschlägigen Handwerksbetrieben und Industriezweigen zu sichern gewußt. In ihren Manufakturen arbeiten bedeutendste deutsche Künstler Zu nennen ist vor allem der Altmeister der deutschen Keramik, Professor Dr. Max Läuger. Das bedeutendste Unternehmen des keramischen Gewerbes in Baden, die

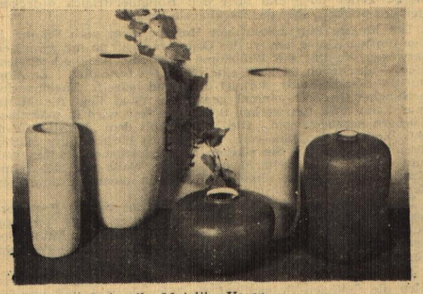


Tierplastik der Majolika-Manufaktur

Ein Karlsruher Gebrauchsservice

„Staatliche Majolika-Manufaktur Karlsruhe", stellt heute einen Faktor dar, der aus der heimischen Volkskunst ebensowenig wegzudenken ist wie aus der Volkswirtschaft.

Vor den Toren der Stadt Karlsruhe, im Hardtwald, liegt die große Anlage der — wie die Karlsruher kurz zu sagen pflegen — „Majolika". Sie hat die Kriegswirren gut überstanden und seit Monaten wieder zahlreiche Exportaufträge vorliegen. Blickt man auf die Geschichte dieser „Majolika" zurück — der Name deutet im Wort den Weg an, den die Tonkunst von dem maurischen Spanien über die Baleareninsel nach Italien nahm —



Reizvolle Majolika-Vasen

so ist zunächst festzustellen, daß lange vor der Gründung der Karlsruher Werkstätten schon keramische Werkstätten in Mosbach, Durlach, Zell a. H., Villingen, Kandern und Konstanz bestanden haben und z. T. noch heute bestehen. Die Inbetriebnahme der Karlsruher Manufaktur fand 1901 durch ein Dekret von Großherzog Friedrich I. statt. An ihrer Wiege stand kein geringerer als Hans Thoma als Pate. Sie kann also in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern.

In diesen fünf Jahrzehnten konnte sich die Karlsruher Majolika, deren Erzeugnisse recht bald schon unter dem von Altmeister Thoma geschaffenen und um das badische Wappen geschlungenen „M" in aller Welt berühmt und vielfach international ausgezeichnet wurden, zu ihrer heutigen führenden Stellung entwickeln. Ihr Produktionsprogramm umfaßt neben der Baukeramik von künstlerischen Wandverkleidungen und Monumentalschöpfungen, vor allem Gegenstände des täglichen Lebens und plastische Kleinkunst von edelster Gestaltung.

Ein Rundgang durch die Werkstätten zeigt, in welch reicher Fülle die Heimaterde den Stoff liefert, aus dem man hier die verschiedenartigsten Kunstwerke formt. Dem einfachen Ton gibt man Mischungen von Quarz und Spat bei. In großen Trommelmühlen werden die Bestandteile verfeinert. In der Gießerei stehen Gipsformen bereit, um das Ton-Original aufzunehmen. In der Retusche werden letzte Unebenheiten beseitigt und die gegossenen Stücke zusammengesetzt. Nach einer „Formziehung" in der Dreherei erfolgt in riesigen Muffelöfen der „Schrühbrand", der durch Schaurohre überwacht wird und dessen Temperaturen man mit Hilfe der „Seegerkugel" mißt. Der gefestigte Scherben — unter „Scherben" versteht die Keramik den inneren Kern, auf dem die Glasur sitzt — wird dann in der Spritzerei glasiert, in der Malerei bemalt und abschließend der entscheidende „Glattbrand" vollzogen, der erst die aus Erde gewonnene und dem künstlerischen Gestaltungswillen unterworfene „Tonschöpfung" zu dem werden läßt, was wir als „Kunstwerk aus Majolika" bezeichnen. Curt Engel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Ehrenrettung eines Schwarzwaldmalers / Von Georg Richter

Vor einigen Jahren machte ein Kunstfreund im Hochschwarzwald eine erfreuliche Entdeckung, was bekanntlich selten geschieht: er fand gleichsam einen Zeichner und Maler wieder, den bis dato außer Galeriedirektoren und einigen Schwarzwälder Familien kaum jemand kannte, vor allem nicht außer- und unterhalb des Hochschwarzwaldes ab Kappel, Lenzkirch oder Neustadt. Die Staatliche Kunsthalle in Karlsruhe besaß allerdings schon ein Bild von ihm, ausgerechnet das früheste: ein Selbstportrait des Fünfzehnjährigen, der Felix Faller hieß. Und allerdings besaßen auch die Freiburger Sammlungen eine Menge seiner Arbeiten. Fallers Werke schlummerten indes und schlummern noch, ähnlich wie diejenigen Karl Weyssers im Landesdenkmalamt zu Karlsruhe, wo sie auf eine zusammenfassende Publikation warten (Tip für badische Verleger, die noch Geld haben). Doch ein schwäbischer Verlag, nämlich K. F. Koehler in Stuttgart, hatte den Mut, Faller der Oeffentlichkeit in Form eines schmalen Bändchens vorzustellen, das der „Wiederentdecker" Wilhelm Feldmann, mit einem Nachwort des Tübinger Kunsthistorikers Dr. Hellmut Hell versehen, vor ein paar Jahren zusammentrug.

Diese Grabearbeit ist symbolisch für Finder, die Reste Verschollener entdecken und nun das Ganze suchen müssen. Bei Felix Faller war's äußerst mühsam. Herr Wingenroth erwähnte ihn zwar vor rund 30 Jahren mit ein paar Sätzen (Schwarzwälder Maler, Karlsruhe 1922); Kunstgeschichten erlaubten sich auch je drei bis vier Zeilen und taten ihn in das Schubfach „Schwarzwaldmaler" (primär ist er aber ein Zeichner von außergewöhnlichem Format gewesen!) ohne weitere Erklärung, warum er das war. Da hat sich dann Feldmann auf alle Spuren gehetzt, die er erforschen konnte und eine Menge bis jetzt unveröffentlichter und unbekannter Bilder gefunden — in Hochschwarzwälder Bauern- und Unternehmerfamilien, so daß man sich ein einigermaßen umfassendes Bild Fallers machen kann. Welch ein „Schwarzwaldmaler" dieser Felix nun war, vermögen allerdings nur seine zahllosen keinen und großen Skizzen, Zeichnungen, Aquarelle selbst zu offenbaren, vielleicht noch das äußerst selten gewordene Buch Fallers, einst bei F. Thiergarten in Freiburg erschienen, „Die Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt. Ein Führer in Bildern mit ca. 30 der schönsten Ansichten . . .". Weit verstreut und noch längst nicht restlos wiedergefunden sind also die Werke dieses Künstlers. Das mag auch der Grund für die bisher so mangelhafte Kenntnis von Faller sein. Am reichsten ist wahrscheinlich unter den Privatsammlungen die Lützenerische in Lenzkirch.

Mit wem haben wir es nun zu tun? Ein paar äußere Daten: Faller wurde 1835 zu Kappel geboren. Als Dreizehnjähriger kam Felix, nachdem er das obligate Hütejungendasein geopfert hatte, nach Heidelberg zum Maler G. Ph. Schmitt und Zeichner Teutsch, dann nach München zu Prof. Hiltensperger, später nach Wesel, schließlich nach Stuttgart, wo er als Zeichenlehrer an der Schwindsucht starb 53 Jahre alt (dort führte ihn nicht ein einziges Verzeichnis der Kunstvereine, der Galerien usw. auf). Zwischendurch zog es ihn als Urkappeler immer wieder in sein geliebtes und ihn sehr liebendes Heimatdorf zurück.

Fallers Stärke scheint — wenn wir Dr. Hells Platzanweisung zwischen X. Winterhalter und Hans Thoma billigen wollen — in der gezeichneten Landschaftsdarstellung zu liegen. Es gibt da Skizzen von Schluchten und Wäldern, die Ausschnitte aus Altdorfers Bildern sein könnten. Dann die Liebe zur Heimatfigur und Tracht und schließlich die zur Physiognomie, zum menschlichen Antlitz. Hier gehört er offenbar in die Reihe der L. Reich, C. Heine, L. Kirner, die er indes formal und in der Charakterisierungskunst übertraf. Felix flüchtete, als er in Geldnot gekommen war, zur Fotografie! Ein demnächst zur Veröffentlichung kommendes fotografisches Selbstbildnis ist ein kleines Meisterwerk — so kann nur ein geborener Portraitist fotografieren. Es mag eines der ersten deutschen fotografischen Selbstportraits sein, und Faller betrachtete die Fotografiererei durchaus nicht wie Wingenroth als „ein trauriges Zeichen" verfallender Malkultur, sondern benutzte sie einerseits als Anreiz zu gemächlichen Studien, dann aber vor allem als Geldquelle.

Der fast lebenslänglich mittellose Künstler hielt sich im übrigen mit Zeitschriftenaufträgen (und später als Lehrer) über Wasser. Zur streckenweisen Eröffnung der Schwarzwaldbahn rissen sich sämtliche deutsche „Illustrierte" um Fallers Skizzen, die dann zum Teil entstellt durch nachgemachte Holzschnitte im Druck erschienen — „Aktualität avant toute chose!". Nicht wenig einträglich war eine Zeit lang die Portraitmalerei, denn die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts veranlaßte die schnell reich gewordenen Uhrenmacher und Uhrenhändler aus Fallers Heimat dazu, noch keine Fotografien an die Wand zu hängen, sondern ein Portrait von Faller. So entstanden zahlreiche, mit sensibler technischer Feinheit ausgezeichnete und von wundervoll ausgewogener Charakterisierung zeugende Familienbilder schwarzwälder Geschlechter. Unübertroffen aber blieb Faller in seiner Begabung für Landschaft und Landschaftsdetail. Völlig abseits der Mode, dem Schwarzwaldbauern in der Mentalität nicht unähnlich: bodenständig, in kleinem Kreise als Hervorragender wirkend, nur dasjenige aufnehmend, das ihn täglich umgab und das er bewunderte.

Wir wünschen jedem Heimatforscher, jedem Heimatfreund neben dem wohltuenden Kunstgenuß, den Fallers Blätter allenthalben bieten, die Erkenntnis, daß hier eine Fülle von Material für Volkskundler und Familienforscher zu erschöpfen wäre, wenn über derartiger Quellenforschung nur nicht die Kunst dieses gewiß nicht so leicht in einem zweiten Exemplar zu findenden Vermittlers des Gesichtes und des Lebens auf dem Hochschwarzwald übersehen würde. Und auch den Geologen werden seine Arbeiten nicht unwillkommen sein. — Da denn ein schwäbischer Verlag dem urbadischen Faller ein kleines Denkmal setzte, finden sich nun vielleicht auch badische Kunstinstitute, die seine Werke wenigstens ein einzigesmal, einigermaßen geordnet, im Original zeigen. Viel Raum benötigen sie nicht, aber ein wenig Liebe.

Tag der Arbeit im Segen der Erde / Von Hermann E. Busse

Um drei Uhr rasseln die Wecker im Haus, um vier Uhr rauschen draußen auf den Matten die Sensen des Schwarzwälder Mannsvolkes durch das hohe Gras. Sie haben die rauhe Habermehlsuppe im Magen und einen Schluck Schnaps aus eigener Brennerei. Der Morgen ist frisch, das Gras naß vom Tau. Das Wiibervolk daheim füttert und melkt und richtet die Milchkannen zur Abfahrt in die Stadt. Die Großmutter wäscht und zopft die kleinen Kinder. Schule ist im Heuet keine. Die Mutter werkt in besonnener Eile überall. Sie richtet das Schweinefutter, sie zerhackt den jungen Gänsen Brennesseln, sie schaut nach ob die Magd den Backofen gut geheizt hat; denn um 9 Uhr will sie das Brot einschießen, in der Mulde geht der Roggenteig schon wacker. Um sechs Uhr treibt der Hirtenbub die Herde auf die Weide am Hang, steht die Großmutter am Brunnen und schwenkt Wäsche, Mannshemder und Wiiberschürzen, hält nur das Notwendigste. Große Wäsche gibt's nur dreimal im Jahr. Die Schreine und Truhen sind voll Vorrat.

Im strengen Heuet kommen die Mannen nicht heim zum z'Nüni essen, da geht ein größeres Kind vom Hof mit einem Korb oder einem Schlitzsack voll Speise und Trank zu den Mähdern hinaus. Es gibt Speck und Brot und Most. Immer noch dampfen die Matten feucht im Morgentau. Je früher die Sense sie nimmt, umso besser haut's, Resch, hesch, resch, hesch! So rauschen die Sensen mattauf, mattab, die ganze Luft ist erfüllt von diesem sirrenden Rauschen. Und der scharfe helle Rhythmus des Wetzens macht die Musik der Heuet fröhlich und flink.

Daheim schießt die Bäuerin das Brot ein. Ihre Arme sind fast lahm vom Teigschaffen, das macht sonst der Mann, aber im Heuet kann man das nicht von ihm verlangen. Die Schulmaidli müssen helfen Holz anlegen im Backhüsli und die Brotlaibe aus der Stube herketschern, die in Weidekörben noch einmal gegangen sind. Und die Bäuerin schießt sie ein auf der langstieligen Schaufel. Bald mischt sich der nahrhafte Ruch neugebackenen Brotes mit dem Duft der Holderdolden, deren weiße Teller über und über den Holunderstrauch bedecken, der sich prächtig über das Backhäusle beugt.

Der jüngste Bub, zukünftiger Hoferbe, aber noch Schüler in der fünften Klasse, schirrt das Ochsengespann an mit zwei Leiterwagen, vergißt die Wißbäume nicht, die das hochgeladene Heu — gut laden ist auch eine Kunst — festhalten. Er fährt auf die Sommerhalde, dort ist die Mahd ladreif. Taglöhnerinnen haben es noch einmal gewendet. Steil liegt die Matte, man kann nicht fuhrwerken dort. Das Heu wird in mächtigen Tüchern herabgetragen. Die Mähder mit dem „Meister", dem Bur, kommen langsam vom Winterhauch herüber, die Matten dort hat's geputzt. Sie stecken ihre erloschenen Pfeifen weg und laden. Alles geht in besonnener Weile vor sich, ohne Krach, ohne Gerede, ohne Gelächter, in einem gesammelten Ernst.

Die Bäuerin und das Mädchen haben das warme Brot verwahrt im Keller auf der Hurde, dreißig mächtige, schwere, duftende Leibe Roggenbrot, dessen Mehl in eigener Mühle gemahlen wurde. Bis die Heuet um ist, wird keine Rinde mehr übrig sein.

Jetzt, mit frischem, weißem Kopftuch und frischer Schürze eilen die fleißigen Frauen auf die Wintermatten und wenden das in der Frühe gemähte Gras. Die Sonne steht hoch und beweist ihre Kraft, das Gras ist schon lahm und die Blumen alle tot. Wie schön standen die Matten! Helles Entzücken der Stadtleute riefen sie hervor mit ihren Sonnenrädern des Habermark, den Sternen der Margeriten, dem Blau der großen Glockenblumen, der Anmut der Akeleien, der vornehmen Pracht der Skabiosen, dem weichen Rosalila der Karden, dem hellen Rot der Lichtnelken, dem dumpfen Rot des Blutklees, den heimlich feinen Blütenripsen des Sauerrampfers, der lichten Zier blühender Gräser.

Um Mittag sammeln sich alle daheim. Die Stube ist kühl, weil die dicken Geranienstöcke vor den Fenstern die Sonnenglut abdämpfen. Die Großmutter hat Salat und Kartoffeln und frisches Fleisch gekocht. Mähder müssen was ins Mark kriegen. Dennoch sind nach den strengen Wochen im Heuet die Männer abgemagert bis auf die Knochen.

Sie gönnen sich keine Ruhe, doch hasten sie auch nicht. Ihr Tag ist lang und wortkarg, er geht von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Der letzte Klang ihrer Arbeit im Heuet eilt als Sensendengeln in die Nacht hinüber, die sie mit Gebeten willigen Herzens doch mit müden Stirnen Gott anempfehlen. Nur die Großmutter hört man noch lange kruschten und murmeln. Sie betet den Gewittersegen; denn im Elsaß zucken die Blitze, und sie deckt das Jüngste in der Wiege, das an Himmelfahrt in stolzem Fest getauft wurde, sorglich zu.

Die Juninacht bleibt hell und hochgestirnt. Die Hausmarder jagen sich auf der Tenne. Es schlägt drunten in der Stube die Kastenuhr elf. Um drei Uhr rasseln die Wecker durchs Haus. Um vier Uhr mäht das Mannsvolk eine blühende Matte, während das Wiibervolk im Stalle werkt. Um sieben Uhr wenden die Mägde die gestrige Mahd, und sie ist locker und trocken. Geb Gott, daß sie das Heu ohne Gewitter heimbringen! Um zehn Uhr hacken sie alle in den Kartoffeläckern. Und so geht es Tag für Tag.

Nach der Heuet kommt die Ernte, nach der Ernte das Oehmd und das Kartoffelausmachen. Dann das Umbrechen der Aecker, das Räumen der Kraut- und Rübenfelder, das Bächleputzen in den Matten, das Dreschen, das Hanfhecheln, das Schindeln, das Ausbessern von Dach und Stall und dann im bitteren Winter die gefahrvolle Holzschlägerei im Wald. Das Gesetz der Jahreszeiten ist unabwendlich, es spannt den Schwarzwaldbauern in Pflicht und Erbe, es allein. Seine Feste sind religiös. Brauchtum und Gebet erfüllen sie. Gelächter, Tanz und Uebermut sind deshalb nicht verbannt, die Jugend zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig hat hier das Vorrecht dazu. Die älteren jedoch üben lieber gelassene Freude in unerschöpflicher Gastfreundlichkeit bei Taufen, Hochzeiten, nach Beerdigungen und auf Märkten und bei den althergebrachten Besuchen der Sippen untereinander.

Juni / Von Josef Weinheber

Im heißen Hauch, mondsilbergrün
Die Wiese wehet her und hin.
Goldamselruf, Hornissenton,
Den Wald bekrönt die Sommerkron.

Mit seiner Sens' Sankt Barnabas
Rückt an und schneidet ab das Gras
Im Dengeltakt und Mäherschritt.
Und alles, was Hände hat, tut mit.

Jetzt regne nur nicht, heil'ger Veit,
Bis uns das Heu im Stadel leit
Und Peter-Paul, gestellt ans End,
Die Deichsel gegen Juli wend't.

Aus: „Geselliges Chorbuch", Bärenreiter-Verlag, Kassel-Basel.

Vogelscheuchen in den Feldern / Von W. E. Oeftering

„Tschilp, tschilp" sagte der Spatzenhäuptling, legte den kleinen Kopf schief und hüpfte von der Spitze des wippenden Astes näher an die Kirschen heran. Dabei äugte er seitwärts nach dem glitzernden Ding, das im Gezweig baumelte, sich drehte und helle Strahlen schoß, als sei es wunder was. Aber der schlaue Sperling hatte längst erfaßt, daß da weiter keine Gefahr drohe. Es kann sich einer in Glanz und Gloria drehen und wenden wie ein stolzierender Pfau, das ist ein leeres Getue, und ein Pfiffikus mit Lebenserfahrung fällt nicht drauf herein. Die Kirschen waren klein, aber saftig und süß. Allzu viele hatte der Bauer nicht hängen lassen, die Hauptsache war schon abgeerntet, lag im Faß und auf dem Weg zum Kriesewasser, aber ein paar Büschel da und dort waren übrig geblieben, „damit das Geziefer nicht leer ausgeht", eine kleine Zehrung an die gefiederten, ungebetenen Hausgenossen, so wie der Urahn vor Zeiten den Felddämonen und Waldgeistern ein Opfer gebracht hatte, um sie günstig zu stimmen.

„Tschilp, tschilp" zwitscherte der Vogelknirps befriedigt, und das heißt in seiner Sprache „hilf, hilf", nämlich hilf fressen, futtern, schnabulieren! Die Sippe, die auf dem Dach lärmt und sich im Sommerwind aufplustert, läßt sich das nicht zweimal sagen. Krakeelig und übermütig flattern sie heran, rauschen in den Baum und schnellen sich begehrlich von Ast zu Ast. Voll Wonne picken sie in das leckere Fruchtfleisch und beschmieren sich die Schnäbel mit rötlichem Saft. Dazu schwatzen und schnattern sie wie beschwipst und feiern ihr Sommerfest, wo „au im Spätzli si Tisch deckt" isch. Der Bauer geht grad vorbei, schaut das Volk an und sagt nichts.

Aber dann, hui, fallen sie ins Kornfeld nebenan, wo das Brot in den Aehren reift wipsen auf den Halmen und tun sich an gilbenden Körnern gütlich. „Ihr Sackermenter", flucht er jetzt, „euch will ich!" und rennt in den Schopf, um die große Peitsche zu holen. Heftig knallt und fitzt er, daß das Vogelzeug scheltend und kreischend wie ein Haufen Bettelweiber ins Weite stiebt.

Grad geht die bucklige Kreszenz vorüber, alt und abgerackert, grüßt den Bauer und meint: „Gelt, mit den Blechstreifen und Spiegelscherben hat es keinen Zweck?" — „Jo, das Volk pfeift sich was drauf und lacht noch über das Gebimbelbambel! Aber stundenlang hinstehen und mit der Geisel klepfen, dazu hab ich keine Zeit." — „Hättest halt beim Säen drei Samenkörner unter die Zung nehmen und kein Sterbenswörtel reden sollen, so kämen keine Vögel ins Feld und stibitzten Körner; und ein geknotetes Strohseil um den Baum geschlungen, das wehrt sie ab." — „Was du nit sagst, Kreszenz! Hättest halt früher mit deiner Weisheit herkommen sollen. Jetzt ist's zu spat. Bleibt mir nix übrig als einen Doppelgänger mit einem Stecken dahin zu stellen, vielleicht, daß er sich Respekt erzwingt." — „Du glaubst halt nit, was ich dir sag, und ich hab's hundertmal von der Großmutter gehört, daß es hilft. Aber du bist auch einer von den Neumodischen und Neunmalgescheiten. Stell halt deinen Butzenmann ins Ackerland, aber sell sag ich dir: ohne den rechten Spruch dazu nützt er dir so wenig als ein Windrädle. Da meinet als die Leut, wenn so ein Rädle schnurrt und kleppert, das vertreibt die Staren und Spatzen und die Ungeister. Ja, Pfeifedeckel! Die lachen sich dann eins dazu und haben ihr Pläsier dran. Den rechten Spruch muß man wissen, daß alles gut geht. B'hüt Gott!"

Der Bauer kratzte sich ein wenig hinterm Ohr, schaute ihr eine Zeitlang nach und entschloß sich dann, es mit einem starken Popanz zu versuchen, auch wenn er den rechten Spruch nit weiß. Dort beim Nachbar steht ein einfaches Kreuz im Boden, über das Querholz die Aermel von einem alten Kittel gezogen und obendrauf ein schäbiger Hut gestülpt. Das macht keinen rechten Eindruck, da muß man schon kräftiger ins Zeug gehen. Er will etwas Besonderes haben.

So kramt er in alten Kästen und Laden und findet einen lustigen Staat beieinander, den doch bald die Motten fressen. Mit Stroh und Heu, auf ein Lattengerüst zugerichte, formt er ein Paar überlebensgroße Gestalten, zieht sie an und setzt ihnen grobgeschnitzte Köpfe auf, mit starken Nasen und derben Gesichtern, die bunt bemalt werden. Der eine Kerl fletscht den Mund gar gräuslich, und der andere, der wie ein echter Stromer und Erzvagabund aussieht, streckt ihm die Zunge heraus und macht ihm eine lange Nase. Es ist ein lustiges Paar geworden, das da einen Auftritt miteinander vollführt wie in einem Bauernschwank voll Saft und Volkswitz.

Wie der Bauer die zwei Butzenmänner auf sein Ackerfeld stellt, verschrecken die Spatzen und Stare bis in ihr kleines Herz hinein. Die Buben und Maidle aus dem Dorfe, die Mannen und Weiber, alt und jung, kommen und schauen die Gesellen an und machen ihre Spässe. Die Kinder johlen, klatschen in die Hände, drehen sich auch lange Nasen, gehen einander mit Stecken und strecken die Zung heraus, daß es aussieht, als hätten die Vogelscheuchen Schule gemacht. Da soll es den Vögeln nicht angst und bange werden! Sie trauen sich gar nicht mehr herbei, sondern bleiben brav in der Nähe von Stall und Tenne, wo sie ihre Körner picken und wahrhaftig auch nicht Hunger leiden.

Nur die Kreszenz zuckt mit den Achseln und brummelt bloß das eine Wort: „Abwarten!"

Bauernweisheit

Michel, im Juni greif zur Sichel!

Frühes Gras, gibt wenig Heu.

Kommt das Gras erst spät in Gang,
wird es dicht und trotzdem lang.

Pferd und Schaf sind Weideschinder,
schonend weiden nur die Rinder.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg